

Männlichkeiten. Hegemonien, Stabilisierungen, Grenzziehungen

Diana Lengersdorf

Im Folgenden werde ich, basierend auf meiner Antrittsvorlesung¹ an der Fakultät für Soziologie der Universität in Bielefeld, meine bisherigen, gegenwärtigen und künftigen Forschungsinteressen und -projekte präsentieren. Zunächst möchte ich mich ganz herzlich bei der Fakultät und allen Kolleg*innen bedanken. Von Anfang an habe ich mich sehr willkommen und unterstützt gefühlt! Es ist mir eine große Freude und Ehre, an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld lehren und forschen zu können. Bei der Vorstellung meines Forschungsfeldes habe ich mich entschieden, dies um ein Konzept herum zu entwickeln. Ein Konzept, das für mich bei all meinen Aktivitäten zentral ist. Gleichzeitig wird es mir darum gehen, Verbindungen und Relationen aufzuzeigen, aus denen Bündnisse entstehen könnten.

1. Hegemoniale Männlichkeit

Mein zentrales Erkenntnisinteresse liegt bei der Frage, welche Bedeutung Männlichkeiten bei der Stabilisierung sozialer Ordnung(en) zukommt. Ein zentrales soziologisches Konzept, das hierauf eine Antwort wagt, ist: Hegemoniale Männlichkeit. Der Begriff hat bereits eine so hohe Selbstverständlichkeit in der Männlichkeitenforschung, dass es sich lohnt, noch einmal an die Anfänge zu erinnern. Mit ‚Hegemoniale Männlichkeit‘ hat Raewyn Connell einen sehr geschickten Kunstgriff getan: Sie hat Hegemonie – einen Begriff, der einen gewissen gesamtgesellschaftlichen oder gesellschaftsumspannenden Anspruch hat – mit Männlichkeit als Praktik, situiert in alltäglichen Routinen, zusammengebracht (Carrigan/Connell/Lee 1985; Connell 1987). Damit leistete sie bereits früh einen Beitrag zu den Praxistheorien, die in Deutschland eng mit den Namen Karl H. Hörning (2001), Andreas Reckwitz (2003), Robert Schmidt (2012), Frank Hillebrandt (2015), aber auch meinen Kolleginnen aus Köln, Julia Reuter (2004) und Susanne Völker (2018), verbunden sind und in Bielefeld im SFB „Praktiken des Vergleichens“ eine zentrale Rolle spielen. Auch für meine eigenen Forschungen sind Praxistheorien zentral. Dabei – und das ist nicht unerheblich – denke ich mich von der ethnomethodologischen Tradition des *doings* aus in die Praktiken hinein und nehme dann Kurs auf vor allem Bourdieu'sche Perspektiven. Praktiken interessieren mich insbesondere als Handlungsroutinen, als Gewohnheiten und Gepflogenheiten in konkreten Vollzügen, die sich zugleich nur in einer spezifischen Formation vollziehen, nur hier Sinn machen und reibungslos ablaufen (Lengersdorf 2011 und 2015). Die Verhandlung des Verhältnisses von Routine zu z. B. Kreativität, Innovation, Eigensinn usw. gehört zu den Traditionen der Praxistheorien, die eng mit der Frage von Stabilität und Instabilität des Sozialen verknüpft ist (Lengersdorf 2017; Reuter/Lengersdorf 2016). Hierbei liegt

¹ Es handelt sich bei diesem Text um eine leicht geänderte Fassung des Vortragsmanuskripts. Änderungen dienen vor allem einer besseren Lesbarkeit.

mein Interesse vor allem bei der Frage, ob und inwiefern bei der Hervorbringung von Routinen Fixierungen hervorgebracht werden, die dann durch das Moment der Wiederkehr automatisiert legitimiert sind (Braun-Thürmann 2006). Eine Überlegung, die zum einen eng mit den Science & Technology Studies verbunden ist und zugleich von uns im DFG-Netzwerk „Künstlerisch-kreative Erwerbsarbeit“² diskutiert wird.

Für Hegemonie interessierte sich Raewyn Connell in den 1970er Jahren schlicht und ergreifend, wie sie zusammen mit James Messerschmidt in einer Rekonstruktion selbst formuliert, weil es das damals gängige Konzept war, um die Stabilisierung von Klassenrelationen zu verstehen. Daher bot es sich auch für Geschlechterrelationen an (Connell/Messerschmidt 2005). Wie dies manchmal in der Forschung so ist: das Gängige ist da oft auch das Naheliegende. Zu Max Webers Zeiten – nur ganz kurz erinnert – war dies genau nicht so. Die Beschäftigung mit Hegemonie erschien Weber in seiner Herrschaftstheorie nicht naheliegend, denn ein „für uns leidlich brauchbarer Begriffsumfang ergibt sich eben nur durch Bezugnahme auf die ‚Befehlsgewalt‘“ (Weber [1921/22] 1980: 545). Gleichwohl räumt Weber – durchaus mit einer gewissen Dramatik – ein, dass Hegemonie gerade auf Grund des Fehlens formeller Befehlsgewalt „weit drückender empfunden [wird] als eine ausdrücklich durch bestimmte Gehorsampflichten regulierte Autorität“ (ebd.). Er fasste Hegemonie als eine „Machtform kraft Interessenkonstellationen, dem marktmäßigen Machtverhältnis gleich oder ähnlich“ (ebd.: 544) und setzte diese polar entgegen jenem Typ von Herrschaft, den er für genuin soziologisch hielt (ebd.: 542).

Für mich ist die Frage, wie wir gegenwärtige Formen von Vor-Herrschaft fassen können, erneut virulent. Und mir scheint es durchaus sehr soziologisch zu sein, die Stabilität von Interessenskonstellationen in den Blick zu nehmen, die einem marktmäßigen Machtverhältnis ähnlich sind – und damit stehe ich bei weitem nicht alleine da. Dies insbesondere, wenn wir uns Antonio Gramsci zuwenden, der den Begriff der Hegemonie in das Zentrum seines Forschens stellte und mit dessen Wirken der Begriff in seiner heutigen Rezeption auch in der Soziologie eng verbunden ist. Gramsci, der zu den Gründern der Kommunistischen Partei in Italien gehörte und immer wieder wegen seiner politischen Aktivitäten im faschistisch regierten Italien lange Zeit inhaftiert war, arbeitete vor allem in seinen fragmentarischen Ausführungen, den so genannten Gefängnisheften (Gramsci 1929-1935), an einer Fortführung Marx'scher Konzeptionen unter Berücksichtigung der spezifischen Bedingungen Italiens jener Zeit.³ Ihn interessierte insbesondere, wie Vorherrschaft über die fortlaufende Erzeugung von Zustimmung und Konsens – anders als über Gewalt und Zwang – weiter Bevölkerungsteile aufrechterhalten wird (dazu auch Opratko 2014: 36ff). Der breite Konsens wird dabei nicht nur von jenen getragen, die von ihm profitieren, die dadurch privilegiert werden, sondern auch von denjenigen, die durch den Konsens in beherrschende Verhältnisse gesetzt werden. Und der Konsens

² Wissenschaftliches Netzwerk zu „Künstlerisch-kreative Erwerbsarbeit. Netzwerk zur Untersuchung der Arbeits- und Organisationspraxis in der Kultur- und Kreativwirtschaft“ in Kooperation mit Oliver Berli (Universität zu Köln), Thomas Dierschke (Universität Münster), Ignacio Farias (TU München), Denis Hänzi (TU Darmstadt), Valentin Janda (TU Berlin), Hannes Krämer (Universität Duisburg-Essen), Ivonne Küsters (TU Dortmund), Mark Lutter (Universität Wuppertal), Alexandra Manske (Universität Hamburg), Janet Merkel (University of London), Glauca Peres da Silva (Universität Duisburg-Essen), Ronja Trischler (Universität Siegen), Matthias Wieser (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Graz/Wien), Förderinstitution: Deutsche Forschungsgemeinschaft, Laufzeit 2017-2020

³ Da er vor allem Gedankenskizzen und Theoriefragmente hinterlassen hat, stehen die Rezeption und Interpretation seines Werkes von Beginn an in der Diskussion (aktuelle Entwicklungen: Opratko 2014).

spiegelt sich auch im Alltag und im Denken wieder, im „Alltagsverstand“ („senso commune“) wie Gramsci es bezeichnet, in dem sich Weltauffassungen und Selbstverständlichkeiten manifestieren, aus dem routinisierte Alltagspraxen hervorgehen.

Hier bringe ich – auch aus gegebenen Anlass der Fußball-Männer-WM – ein Beispiel aus unserem abgeschlossenen DFG-Projekt zur Dramaturgie des Museums ein (u. a. Lengersdorf 2017; Burzan 2017; Burzan/Eickelmann/Lengersdorf 2014; Eickelmann 2018):⁴ Ich zitiere die Kurator*in eines Kunstmuseums, die eine entscheidende Grenze zwischen sich selbst – als Kurator*in und Museumsgänger*in – und den Anderen, den Nicht-Besucher*innen zieht:

Die gibt es natürlich, klar. Also die gibt's, die nicht ins Museum gehen. Aber das ist völlig normal. [...] Weil, ich vergleich es immer mit mir: ich weiß, es gibt Fußballstadien, aber Sie werden mich da nicht reinkriegen. [mehrere lachen] Es ist mir egal. Also auch wenn man mir irgendwie Geld geben würde, ich glaub' ich würd' da nicht rein. Es interessiert mich einfach nicht.
(Kurator*in, Kunstmuseum, Z. 964f)⁵

Das, was interessiert, unterscheidet sich: ob am Wochenende in ein Fußballstadion gegangen oder ein Museum besucht wird. Dieser Unterschied ist aber auch „völlig normal“. Es entspricht dem Alltagsverstand und der Weltauffassung der Kuratorin. Man könnte auch formulieren: sie vollzieht einen ‚normalen‘ Schnitt; sie teilt die sie umgebene Welt ‚normal‘ auf und wird hierbei von den am Interview teilnehmenden Personen auch mit einem Lachen bestätigt.

Interessant erscheint mir weiter, dass Hegemonie nicht mit personaler Führerschaft durch ein Individuum gleichzusetzen ist, vielmehr verweist sie auf einen Prozess, der Gruppen als Einheit im Sinne einer ab- und umgrenzbaren Entität stiftet (z. B. ‚Museumsgänger*innen‘ oder auch häufig im Projekt genannte ‚Bildungsbürger*innen‘), indem es Machtbeziehungen etabliert und damit zugleich andere Gruppen als desorganisiert und fragmentiert erscheinen lässt. Zudem geht mit Hegemonie einher, dass Zustimmung und Konsens nur erreicht werden kann, wenn auch Interessen der Gruppierungen aufgenommen werden, „über welche die Hegemonie ausgeübt werden soll“ (Gramsci 1991: 1567). Es bildet sich ein Gleichgewicht an Kompromissen. Hegemonie meint somit auch, dass partikulare Interessen, verschiedene Alltagserfahrungen, widersprechende Bedürfnisse, unterschiedliche Weltauffassungen auf einen Punkt hin gebündelt werden/verallgemeinert werden, um ‚das Wesentliche‘ zu stabilisieren. Somit stellen gerade ausgetragene Konflikte und soziale Kämpfe Momente dar, wo Hegemonien sich wieder ausrichten können, sich (re-)stabilisieren können, indem sie Interessen aufnehmen und diese verallgemeinern. Gerade in der Transformation liegt die Langlebigkeit von Hegemonien.

Connell geht nun davon aus, dass die Vorherrschaft von Männlichkeit durch hegemoniale Konstellationen hervorgebracht und stabilisiert wird. Hegemonien ermöglichen, dass wir ‚der Mann‘ sagen können und im Sprechen, Denken, Fühlen, Praktizieren dann ein Ensemble von Eigenschaften, Körpern, Berufen, Familienkonstellationen usw. erleben und die mit diesem Erleben verbundene

⁴ Projekttitel: „Die Dramaturgie des erlebnisorientierten Museums – Zum Wandel von Distinktionsformen im Wechselspiel von Kulturangebot und Kulturaneignung“, Förderinstitution: Deutsche Forschungsgemeinschaft, Laufzeit: 2014-2017, Projektleitung: Nicole Burzan (TU Dortmund), Diana Lengersdorf (Universität zu Köln), Projektmitarbeiterinnen: Jennifer Eickelmann (TU Dortmund), Julia Heidler (Universität zu Köln)

⁵ Die Zitate sind redaktionell zur besseren Lesbarkeit geglättet.

Gewissheit, dass wir die Erfahrung mit anderen teilen. Dabei ist zentral, dass Connell auf Grund empirischer Untersuchungen zu der Erkenntnis kam, dass insbesondere die Geschlechterverhältnisse unter Männern für die Stabilisierung der Geschlechterverhältnisse zwischen ‚Mann‘ und ‚Frau‘ bedeutsam sind. Männlichkeiten stehen in einem Verhältnis der Hierarchie zueinander, die Connell zumindest in den frühen Arbeiten als politische Ordnung fasst. Ihr Interesse richtet sich auf die ‚ehrvollste und begehrteste‘ Männlichkeitsform, zu dem alle anderen Männlichkeiten im Verhältnis stehen und durch die eine umfassende Unterordnung aller Weiblichkeit legitimiert wird (Connell 1987). Dies bezeichnet Connell als hegemoniale Männlichkeit.

2. Neujustierung von Männlichkeiten

Und damit möchte ich zum aktuell laufenden Forschungsprojekt kommen. Unser Projekt basiert auf einigen vorangegangenen Arbeiten Michael Meusers (u. a. Meuser 2010), bei dem ich unser letztes gemeinsames einmal herausgreife – zu neuen Formen von Vaterschaft und väterlicher Praxis – an dem auch maßgeblich Cornelia Behnke und Nicole Kirchhoff beteiligt waren (u.a. Behnke 2012; Behnke/Lengersdorf/Meuser 2013; Kirchhoff 2013).⁶ Hier ging es uns um die Frage, wie in Deutschland lebende Paare den Wandel von Vaterschaft erleben. Es zeigte sich u. a., dass das Modell des Ernährers der Familie für viele von uns befragte Männer eine wichtige Chiffre war, um z. B. Entscheidungen zu begründen. Dies, obwohl politische Initiativen wie das Elterngeld oder europäische Bemühungen um Dual Earner-Paare in eine andere Richtung weisen und auch obwohl die Partnerinnen in unserem Sample nicht immer selbstläufig auf einen Ernährer an ihrer Seite verwiesen. Dieser Befund wurde flankiert durch Ergebnisse aus anderen Studien zur Einstellung zu Vaterschaft, die einen Wandel weg vom Ernährer der Familie und hin zur einem fürsorgenden, liebevoll alltäglich betreuenden Vater feststellen. Haben wir es hier, wie einige Kolleg*innen vermuten, mit einer *Caring Masculinity* zu tun (Heilmann/Scholz 2017), die sich durchzusetzen scheint?

Widersprüchlich, oder besser gesagt: einher geht diese nachweisliche Veränderung in der Haltung zu Vaterschaft mit einer ebenso nachweislichen Beharrung in der zeitlichen Dimension väterlicher Beteiligung an Haushalts- und alltäglichen Betreuungstätigkeiten – auch international, wie sich zeigt (u. a. Meuser/Lengersdorf 2016). Nahezu zeitgleich zu dem stark ansteigenden Forschungsinteresse an Vaterschaft diskutiert die Männlichkeitenforschung die Möglichkeit, dass eine andere neue Form von Männlichkeit hegemonial werden könnte – eine transnational business masculinity –, die mit Familie nicht mehr oder nicht viel am Hut hat, die hoch flexibel, mobil und erwerbsorientiert ist und weniger auf Loyalitäten auch zum Unternehmen setzt sowie libertine partnerschaftliche Beziehungen bevorzugt (Connell/Wood 2005; Hearn 2012; Scholz 2012). Diese Debatten sind verwoben mit arbeits- und wirtschaftssoziologischen Analysen zu Entgrenzung und Prekarisierung. In der nachfolgenden Prekarisierungsforschung, die über arbeitssoziologische Perspektiven hinausgeht

⁶ Projekttitle: „Gewinne und Verluste. Ambivalenzen einer stärkeren Involvierung des Vaters im familialen Binnenraum“, Projektleitung: Michael Meuser (TU Dortmund), Projektmitarbeiterinnen: Cornelia Behnke (jetzt: Kath. Fachhochschule München), Diana Lengersdorf (jetzt: Universität Bielefeld), Nicole Kirchhoff (jetzt: Universität Bielefeld/TU Dortmund), Förderinstitution: Deutsche Forschungsgemeinschaft, Laufzeit: 2009-2012.

(u. a. Motakef 2015), weisen wiederum andere Studien auf eine ‚Erschöpfung‘ industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen hin: so die Arbeiten von Stephan Trinkaus und Susanne Völker, bei der sogar Praktiken der Nicht-Männlichkeit rekonstruiert wurden (u. a. Trinkaus et al. 2010; Trinkaus/Völker 2015). Aus all diesen Forschungen wird ein irritierendes Feld sichtbar, und wenn wir Zeitungen, Wahlkampagnen oder Twitter glauben wollen, dann nicht nur irritierend für uns Forscher*innen. Dies könnte in der Tat auf eine Destabilisierung hegemonialer Konstellationen hinweisen.

Die Frage ist jetzt: Führt eine Destabilisierung zu einer ‚Erschöpfung‘ hegemonialer Männlichkeit? Oder werden gegenwärtig neue Elemente, die wir als Männlichkeit fassen, integriert? Werden Interessen aufgenommen, die bisher nicht legitim waren? Können wir ein Ringen um Weltauffassungen feststellen? Was lässt sich weiterhin selbstverständlich sagen? Was erscheint weiterhin nicht erklärungs- oder begründungsnotwendig? Mit diesen Fragen beschäftigen Michael Meuser, Diana Baumgarten, Tanja Jecht, Patricia Lauterbach und ich uns nun seit nahezu zwei Jahren.⁷ Dabei machen wir uns methodisch eine männliche Praxis zunutze: Männlichkeiten werden – wenn wir neben Raewyn Connell auch Pierre Bourdieu hinzuziehen – unter Männern ausgehandelt, in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997: 203). Wir arbeiten daher mit dem Gruppendiskussionsverfahren. Hier diskutieren ‚natürliche‘ Gruppen – also Personen, die sich alle untereinander schon länger kennen – nach einem Diskussionsimpuls selbstläufig. Die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ werden teilweise auch in den Erzählungen der Gruppen aufgegriffen. Besonders explizit bei einer Gruppe ca. 30-jähriger Bereitschaftspolizisten. Hier beschreibt ein Teilnehmer sehr versiert, was Bourdieu meint, ohne dass er – wahrscheinlich – Bourdieu kennt:

Das fängt im Kindergarten an, dass es bei uns immer darum geht: Wer ist der Schnellste? Wer kann am höchsten springen? Ich kann nicht für die Frauen sprechen, ob die einen ähnlichen Wettkampf haben, aber bei uns ist es ja wirklich so. Also du wirst quasi daran gemessen, ob du gut Fußball spielen kannst und wenn du als Erster gewählt wirst, dann hast du schon mal irgendwie mehr zu sagen in der Klasse als der, der auf der Bank sitzen bleibt.

(M1, GD 1 „Polizisten“, Z. 88ff.)

Wie der Teilnehmer hier ausführt, ist es bei „uns“ Männern so, dass bereits im Kindergarten ein „Wettkampf“ einsetzt, der sich dann fortsetzt – z. B. in der Schule. Bei diesem Wettkampf geht es darum, Maßstäben und Kriterien zu entsprechen, die M1 mit Hilfe einer sportlichen Situation plastisch schildert – und dabei auf ein common-sense-Wissen zurückgreift, das mit einer typischen Erfahrung verknüpft ist. Gramsci würde hier sicherlich mit dem Alltagsverstand argumentieren. Zunächst wird eine Rangfolge der Spielqualität eingeführt, die wiederum entscheidend beeinflusst, wie die Person in einer institutionell gerahmten Auswahl-situation (Sportunterricht) gemessen wird. Die sich so ergebende Rangordnung ist dann auch maßgeblich für die Machtordnung im schulischen Klassengefüge. Wie hier deutlich wird: die ernsten Spiele sind alles andere als banale Kinderspiele. Und ob es diese „Wettkämpfe“ auch für Frauen gibt, liegt – zumindest für unseren Teilnehmer –

⁷ Projekt-titel: „Neujustierung von Männlichkeiten. Auswirkungen der Transformation von Erwerbsarbeit und des Wandels von Geschlechterverhältnissen auf männliche Lebenslagen“ Förderinstitution: Deutsche Forschungsgemeinschaft, Laufzeit: 2016-2019, Projektleitung: Diana Lengersdorf (Universität Bielefeld), Michael Meuser (TU Dortmund), Projektmitarbeiterinnen: Diana Baumgarten (TU Dortmund), Tanja Jecht (Universität Bielefeld), Patricia Lauterbach (Universität Bielefeld)

jenseits seiner Erkenntnisse. Auch Bourdieu geht davon aus, dass die ernstesten Spiele des Wettbewerbs unter Männern und unter Ausschluss von Frauen stattfinden.

In unserem Projekt interessieren wir uns nun vor allem für drei Normalitätsmuster von Männlichkeit, von denen ausgegangen werden kann, dass sie bis dato als Orientierung ihre Wirkung entfaltet haben und die damit verbundene Frage, ob sie nach wie vor rekonstruierbar sind: Den Hauptnährer der Familie, der uns ja bereits im Väterprojekt begegnet ist, das Normalarbeitsverhältnis mit der tarifrechtlich gesicherten Vollzeitbeschäftigung und die männliche Normalbiographie, die als kontinuierlich imaginiert wird. Wir sind noch mitten in der Datenerhebung und Analyse, uns liegen noch keine verdichteten Ergebnisse vor. Meine Argumentation werde ich daher durch die Daten hindurch entfalten.

Eine vorläufige Erkenntnis möchte ich dabei herausgreifen, die sich aktuell noch nicht unmittelbar auf unsere Thesen beziehen lässt, aber uns nicht mehr loslässt: Das Gefühl der spezifisch männlichen Verantwortung, das aber nicht selbstverständlich ist, sondern zur Diskussion steht und teilweise auch als Druck und Belastung beschrieben wird. Es ließe sich formulieren, dass hier Verantwortung nicht mehr allein als Gestaltungs-, Entscheidungs- und Handlungsmacht erzählt wird, sondern auch als Zwang und als Unausweichlichkeit, die zu (selbst)ausbeuterischen Verhältnissen führen kann.

Dies wird bei einem Fall aus unserem Sample besonders prägnant sichtbar, dem ich mich nun etwas ausführlicher zuwenden möchte: Es handelt sich um eine Gruppe von fünf festangestellten Instrumentalmusikern in einem großstädtischen Orchester, die um die 50 Jahre alt sind. Dazu sollte man wissen, dass sich in den letzten Jahrzehnten die öffentlich finanzierte Orchesterlandschaft stark verändert hat, u. a. wurden Orchester privatisiert, andere zusammengelegt, zusätzliche Einnahmequellen müssen generiert werden und das Angebot wird erweitert, um sich für ein breiteres Publikum zu öffnen. Und, ähnlich wie bei den von uns auch untersuchten Polizisten: Orchester haben sich in den letzten Jahrzehnten für Frauen geöffnet. Generell beschreiben die Gruppenmitglieder die gegenwärtige Situation als enorm gestiegene Belastung, die sich vor allem auf die Gesundheit niederschlägt, sie werden „zu Tode gespielt“, wie ein Teilnehmer dies drastisch formuliert. Angesichts der Belastungen für die Gesundheit berichtet ein Teilnehmer nun, dass er sich gezwungen sieht, über einen vorzeitigen Ruhestand nachzudenken. Dabei beobachtet er, dass diese Entwicklung Frauen und Männer betrifft:

Ich mein, es ist aber so, es sind nicht nur die Frauen, die früher aufhören wollen, es sind auch jetzt durch die Arbeitsbedingungen auch die Männer, die sagen: ‚Nee, Schluss. Nicht mehr. Keine Lust mehr‘. (M4, GD 3 „Orchestermusiker“, Z. 74ff)

Dass nun auch „die Männer“ früher aufhören wollen – nicht nur „die Frauen“ – erscheint M4 eine relevante Information zu sein. Dabei sind die Arbeitsbedingungen für „die Männer“ ein entscheidender Grund, wie er ausführt. Bemerkenswert erscheint mir hier eine Verbindung, die im weiteren Diskussionsverlauf aufgemacht wird und sich nun auf Verantwortung bezieht: Hier geht es um die Frage, wie Orchestermitglieder ganz generell mit krankheitsbedingten Dienstaussfällen umgehen. Die Gruppe bezieht dies auch auf Dienstaussfälle wegen der Krankheit eines Kindes, als „kinderkrank“ bezeichnet. Es werden zwei Optionen des Umgangs beschrieben: entweder man meldet sich einfach „kinderkrank“ und überlässt es der Orchesterleitung, eine Vertretung zu organisieren, oder man „tauscht“ den Dienst selbstständig mit einer Person aus dem Kollegium, den

man dann natürlich auch nachholen muss. Dabei kommt erneut der Teilnehmer M4 zu einer Differenz zwischen weiblichen und männlichen Kolleg*innen:

M4: Aber Frauen würden das - habe ich den Eindruck, muss ich leider sagen - eher nicht machen. Die würden nicht [den Dienst-DL] tauschen, die würden sich einfach krankmelden, was ich auch verstehen kann. Und das ist glaube ich so dieses Verantwortungsgefühl, was wir Männer haben. Wir haben so ein bisschen so Verantwortung im Beruf.

M3: Das ist aber eine andere Art von Verantwortung. [...]

M4: Eine andere Verantwortung. Und die Frau hat vielleicht eher für die Familie die Verantwortung. (M4, GD 3 „Orchestermusiker“)

M4 berichtet durchaus vorsichtig, aber dennoch sehr nachdrücklich über seinen Eindruck, dass Frauen und Männer anders mit Krankmeldungen umgehen: Während Frauen sich „einfach krankmelden“, „tauschen“ Männer. Eine Annäherung an einen Grund findet nun über das Verantwortungsgefühl statt. „Männer“ fühlen demnach eine andere Art der Verantwortung als „Frauen“, hier wird M4 von M3 unterstützt. Und diese Verantwortung bezieht sich auf verschiedene Bereiche des Sozialen: Männer haben „so ein bisschen“ Verantwortung „im Beruf“. „Die Frau“ hat „vielleicht eher“ Verantwortung „für die Familie“. Schön sichtbar wird in diesem Segment auch die Vereinheitlichung in die Gruppe „Frauen“ und „wir Männer“ und später dann auch in „die Frau“. Vor dem Hintergrund der zuvor genannten Aussage, dass Frauen früher aus dem Dienst ausscheiden wollen und Männer dies nun auch wegen der belastenden Arbeitsbedingungen tun, scheint es uns von besonderem Interesse zu sein, dass die Teilnehmenden anschließend zu einer instruktiven Wendung in der Argumentation kommen, die von den Mitgliedern des Orchesters weg führt und ein „Außen“ einführt.

Die Gruppe entfaltet die Möglichkeit, dass sich die Orchesterleitung die Unterscheidung der Verantwortungsgefühle nutzbar macht. In die Passage steigen wir bei der Erklärung ein, dass frei werdende Stellen seit Jahren nicht mehr neu besetzt werden: das Orchester schrumpft.

M2: Naja, aber es [am Limit zu spielen – DL] ist ja deshalb nicht etwa bloß aus Krankheitsgründen oder dergleichen, sondern das ist deshalb, weil seit einigen Jahren frei werdende Stellen nicht wieder besetzt-

M?: (Ja das ist eine Sache von außen.)

M2: werden und der Laden wird kleiner. Logisch, wenn sich die Arbeit auf weniger Leute verteilt dann wird die Dauerbelastung natürlich höher. Ist logisch.

M5: Und da es ja genug gibt, kann man sagen: ‚Weg mit dem, es gibt was Neues‘.

M4: Das ist auch prekär, dass der Arbeitgeber eigentlich indirekt was gegen die Gleichberechtigung Mann Frau macht,-

M5: Ja=ja.

M4: weil er kalkuliert wahrscheinlich schon mit dem Taschenrechner: ‚Aha, ich stelle jetzt eine Frau ein‘. Da weiß er schon von vornherein, sie wird irgendwann wahrscheinlich ein Kind kriegen und so weiter. Da spart er bestimmt zwei drei Jahre komplettes Jahresgehalt, ja.

M5: Das ist ja bei unseren Dauerkranken auch. Die Leute werden so beansprucht, dass sie dauerkrank werden. Nach sechs Wochen sparen sie sich das komplette Gehalt ein. Das kann ja schon eine Taktik ein. (GD 3 „Orchestermusiker“)

Die Gruppenteilnehmenden entwerfen hier ein eindrückliches Szenario, bei dem nicht wie zuvor das Handeln der Orchestermitglieder im Fokus steht, sondern Dinge, die „von außen“ auf das Orchester einwirken: Stellen werden „vom Arbeitgeber“ seit längerer Zeit nicht mehr neu besetzt und so verfügt das Orchester über weniger Mitglieder. Dies erhöht die Dauerbelastung. Zugleich führt M5 das Argument der Austauschbarkeit der Arbeitenden ein, die durch jemand neues ersetzt werden können. M4 bringt den Begriff des „Prekären“, setzt aber zu einer neuen Sinneinheit an, die gar nicht so abstrakt ist, wie es sich zunächst andeutet, sondern sogar sehr konkret wird und die von M4 schon mehrfach aufgegriffene Frage der Gleichberechtigung fokussiert: Der Arbeitgeber handelt der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau zuwider, indem mit einem unterschiedlichen Verantwortungsgefühl gerechnet wird. Der Arbeitgeber macht sich Geschlecht zunutze, um Gehalt zu sparen. M5 führt diesen Gedanken um die Perspektive auf „Dauerkranke“ fort, wo auch gespart werden kann. Das Belastungsszenario wird immer weiter verschärft. Ohne, dass ich jetzt noch tiefer vordringen kann, deutet sich eine Verbindung zwischen dem geschlechtsspezifischen Verantwortungsgefühl und der Nutzbarmachung dieses Gefühls als Einsparoption für die Orchesterleitung an. Dies vor dem Hintergrund eines Arbeitsmarktes mit einem Überangebot, auf dem jede Person austauschbar erscheint. Interessant erscheint mir hierbei im weiteren Verlauf der Gruppendiskussion auch, dass kein Möglichkeitsraum aufscheint, um sich von dem Zwang, seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen, zu befreien. Keine Idee, keine Utopie, keine Strategie – nur der vorzeitige Ruhestand. Dies ist insofern dann auch interessant, wenn sich unsere Analysen des Falls erhärten sollten, dass wir es hier mit einem Orientierungsmuster von Männlichkeit zu tun haben, das stark am Beruf und auf die Stabilisierung eines grundlegenden Privilegs männlicher Berufstätigkeit gerichtet ist.

Und mit der Sorge um die Gesundheit, die Sorge um sich selbst, die hier aufscheint, möchte ich nun zu zwei Projektzusammenhängen kommen, die noch in der Planung sind und die ich daher mehr andeuten kann, als dass es schon konkret wird.

3. Ausblicke

Das Nachdenken über Geschlecht hat zur Folge, dass sich die Frage nach Essentialisierungen aufdrängt oder besser gesagt: Nicht-Essentialisierungen. Denn Geschlecht ist nicht als Essenz zu denken. Da ich mich dann auch noch für die Praxistheorien stark mache, drängt die Frage noch nachdrücklicher. Die Grenzziehung zwischen ‚dem Menschen‘ und ‚dem Ding‘ oder zwischen ‚der Gesellschaft‘ und ‚der Technik‘ wird unplausibel. Wir Praxistheoretiker*innen wollen auch Dingen Bedeutung zukommen lassen für das, wozu wir ‚Gesellschaft‘ sagen. Karl Hörning erwähnte in einem Interview zur Entwicklung der Techniksoziologie in Deutschland einmal, dass die Technik, die „schwierigste Nuss [ist], die die Soziologie zu knacken hat“ (Hörning/Lengersdorf 2014: xiv). Und genau hier wird es ja spannend: die Nuss, was hat die denn für eine Materialität? Die Nuss ist bei Karl Hörning als Attribuierung eines Gegenstandes gemeint, als Eigenschaft eines Forschungsgegenstands,

der hart wie eine Nuss ist. Zugleich ist die Nuss das biologisch klassifizierbare Ding, das an einem Strauch wächst. Und, ohne die kollektiv geteilte Erfahrung mit der unterschiedlichen Härte von Nüssen (z. B. beim Weihnachtskaffee) würde die Aussage von Hörning kaum sozial verständlich sein. Wenn wir jetzt auch noch über Pflücktechniken nachdenken, ‚fremde‘ Orte, an denen ‚unsere‘ geliebten Nüsse wachsen, Menschen, die pflücken, Konzerne, die verdienen, aber auch: die Nuss, wie sie vom Baum fällt und in der Erde ihre Materialität verändert, ein Strauch wird usw., dann erscheint es nur zu plausibel, dass Akteur*innen wie Bruno Latour, Donna Harraway oder Karen Barad genau hier ansetzen: was wird wie materialisiert? Und dabei machen sie nicht halt vor dem, wozu wir Forschungs-Ding, Forschungs-Gegenstand sagen. Mit diesem Denken sind – zumindest für mich – eine Reihe Probleme verbunden, denn mit dieser Denkhaltung lassen sich viele Grenzziehungen anders in den Blick nehmen, die für mich bis dato das umgrenzen, wozu ich ‚Wissenschaft‘ sage, z. B. die Grenze zwischen auf der einen Seite distinkten Forschungsgegenständen, die ich mit spezifischen Methoden rekonstruiere und die Grenze zu meiner Eingebundenheit in Welt-Verhältnisse auf der anderen Seite, die insbesondere auch ethische, affektuelle und politische Dimensionen aufweist. Die dann aber sehr deutlich erfahrbar werden lassen, dass Forschungsgegenstand, Methode und Forschungspraxis, mein Sein als Forscherin so eng miteinander verwoben sind, dass da nur schwer etwas Distinktes denkbar wird. Mal ganz abgesehen von Methoden, mit denen ich das Nicht-Distinkte untersuchen kann. In diesen Denkraum hinein ist jüngst ein weiterer Radikalisierungsversuch unternommen worden – so fühle ich es –, der um Sorge-Beziehungen kreist (Puig de la Bellacasa 2017). Es geht um einen erweiterten Begriff der Sorge – ein Begriff, der einer Soziologin schnell zu Hand ist – der nun aber weniger die Frage des Sorgens für oder um in den Blick nimmt, sondern *wie* Sorgen, z. B. Sorgen durch Berührt-Werden. Damit wird der Versuch unternommen, Beziehungen für mehr als menschliche Welten denken zu können.

Es wäre einfach, diese theoretischen Bemühungen mit Esoterik abzutun, wenn sich nicht aus verschiedenen Disziplinen und transdisziplinären Forschungsfeldern Fragen häufen würden, die in eine ähnliche Richtung zielen. Mit dem Theorieprojekt des New Materialism ist hier auch eine gewichtige Strömung erkennbar, die national und international viel diskutiert wird (im deutschsprachigen Raum einschlägig: Bath/Meißner/Trinkaus/Völker 2013). Und ich würde hinzufügen, dass wir Soziolog*innen bei Fragen von Weltverhältnissen, von Beziehungen, von Vernetzungen und Gemeinschaften viel beizutragen haben. Vor allem können wir unangenehme methodologische und methodische Fragen stellen und verfügen hier über entsprechende Traditionen. Zusammen mit Kolleg*innen der TU Braunschweig, der Universität zu Köln und hier in Bielefeld nähern wir uns nun systematisch und interdisziplinär diesen Fragen.

Aber bleiben wir noch bei dem Gefühl des Unbehagens – dass vielleicht einige Personen bei ‚Ethik und Affekt‘ im Zusammenhang mit ‚Forschungspraxis‘ verspüren. Unbehagen ist bekanntlich nicht erst seit Judith Butler ein Thema der Geschlechterforschung. Und damit bin ich bei meinem letzten Anschluss. Wie ich ja bereits eingangs erwähnt habe, bin ich sehr offen und herzlich empfangen worden. Dazu gehört auch, dass ich in einen bereits bestehenden Diskussions- und Projektzusammenhang hinstoßen durfte, an dem Bielefelder Kolleg*innen um Tomke König herum schon länger arbeiten. Wir interessieren uns hier für die Frage des Erlebens und Erfahrens von Geschlecht. Phänomenologische und praxistheoretische Positionen werden von uns in einem

Denkraum zusammengebracht, um über körperlich-leibliche (Selbst-)Wahrnehmungen und Erfahrungen nachzudenken, die Geschlecht existieren lassen.

Die Arten und Weisen, wie Geschlecht existieren kann, verändern sich beständig – zugleich verändern sie sich auch nicht. Das Halten dieser Gleichzeitigkeit ist eine der zentralen Herausforderungen für die Geschlechterforschung. Ich werde auch in den nächsten Jahren meinen Blick vor allem auf die Nicht-Veränderungen, die Beharrungen und Persistenten in all der Veränderung, den Entwicklungen und Transformationen richten. Es ist der Fortbestand von Vorherrschaft, der mich interessiert, und die tagtäglichen Anstrengungen, die unternommen werden, um hegemoniale Konstellationen zu stabilisieren.

Literatur

- Bath, Corinna/Meißner, Hannah/Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (2013) (Hrsg.): Geschlechter Interferenzen. Band 1. Verletzbarkeit, Handlungsfähigkeit und Wissen. Berlin [u. a.]: Lit-Verlag
- Behnke, Cornelia (2012): Partnerschaftliche Arrangements und väterliche Praxis in Ost- und Westdeutschland: Paare erzählen. Leverkusen: Barbara Budrich Verlag
- Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2013): Egalitätsansprüche vs. Selbstverständlichkeiten. Unterschiedliche Rahmungen väterlichen Engagements bei Paaren aus den westlichen und den östlichen Bundesländern. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft Sonderheft 2, 192–209
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153–217
- Braun-Thürmann, Holger (2006): Ethnographische Perspektiven. Technische Artefakte in ihrer symbolisch-kommunikativen und praktisch-materiellen Dimension. In: Rammert, Werner/Schubert, Cornelius (Hrsg.): Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik. Frankfurt am Main/New York: Campus, 199–222
- Burzan, Nicole (2017): Zum Wandel von Raum- und Zeitstrukturierungen am Beispiel von Museen. In: Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS), 171–187
- Burzan, Nicole/Eickelmann, Jennifer/Lengersdorf, Diana (2014): Dramaturgie des Museums – Wechselseitigkeit von Kulturangebot und Kulturaneignung im Zeitalter von Erlebnisorientierung. In: Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hrsg.): Vielfalt und Zusammenhalt. Kongressband zum 36. Kongress der DGS, CD ROM
- Carrigan, Tim; Connell, Bob & Lee, John (1985): Towards a new sociology of masculinity. In: Theory and Society, 14(5), 551–604
- Connell, R. W. (1987): Gender and power. Society, the person, and sexual politics. Stanford, California: Stanford University Press
- Connell, R. W. & Wood, Julian (2005): Globalization and Business Masculinities. In: Men and Masculinities 7(4), 347–364
- Connell, R. W. & Messerschmidt, J. W. (2005): Hegemonic masculinity: Rethinking the concept. In: Gender & Society, 19(6), 829–859

- Eickelmann, Jennifer (2018): Von Konzepten und ihren Kategoriensystemen. Erörterungen zu Erlebnisorientierung in Museum, Kirche und Kaufhaus als Figuration. In: Burzan, Nicole/Hitzler, Ronald (Hrsg.): Typologische Konstruktionen und/oder kategoriale Klassifikationen. Wiesbaden: Springer VS., 153–178
- Gramsci, Antonio (1991): Gefängnishefte: Kritische Gesamtausgabe (1. Aufl.). Hamburg: Argument-Verlag
- Hearn, Jeff (2012): Von gendered organizations zu transnationalen Patriarchien – Theorien und Fragmente. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (Hrsg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden: VS-Verlag, 267–290
- Heilmann, Andreas/Scholz, Sylka (2017): Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: feministische studien 2/17, 349–357
- Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS
- Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist: Velbrück-Wissenschaft
- Hörning, Karl H./Lengersdorf, Diana (2014): „Wir saßen alleine am Katzentisch“ – Zur Hervorbringung der Techniksoziologie in Deutschland: Ein Gespräch mit Karl H. Hörning. In: Dies. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Science & Technology Studies. Wiesbaden: Springer VS, 9–19
- Kirchhoff, Nicole (2013): Der neue Vater. Bilder einer Figur im Wandel. Marburg: Tectum Verlag
- Lengersdorf, Diana (2011): Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur, Wiesbaden: VS-Verlag
- Lengersdorf, Diana (2017): Stabilisierung von Routine. Praxistheoretische Erörterungen zu mühesamen Ereignissen. In: Bath/Meißner/Trinkaus/Völker (Hrsg.): Verantwortung und Un/Verfügbarkeit. Impulse und Zugänge eines (neo)materialistischen Feminismus. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2016): Involved Fatherhood. Source of New Gender Conflicts? In: Crespi, Isabella/Ruspini, Elisabetta(Hrsg.): Balancing Work and Family in Changing Society. The Father's Perspective. Basingstocke: Palgrave Macmillan, 149–161
- Lengersdorf, Diana (2015): Ethnographische Erkenntnisstrategien zur Erforschung sozialer Praktiken. In: Schäfer, Franka/Daniel, Anna/Hillebrandt, Frank (Hrsg.): Methoden einer Soziologie der Praxis. Bielefeld: transcript, 177
- Meuser, Michael (2010): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: Springer VS
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2016) (Hrsg.): Männlichkeiten und der Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften. Diagnosen und Perspektiven. Weinheim: Beltz-Juventa
- Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Bielefeld: transcript
- Opratko, Benjamin (2014): Hegemonie. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Puig de la Bellacasa, Maria (2017): Matters of Care. Speculative Ethics in More than Human Worlds. Minneapolis/London: University of Minnesota Press
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 32, H. 4, 282–301
- Reuter, Julia/Hörning, Karl H. (Hrsg.) (2004): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript

- Lengersdorf, Diana/Reuter, Julia (2016): Der Alltag der Soziologie und seine praxistheoretische Relevanz. In: Schäfer, Hilmar (Hrsg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: transcript, 365–380
- Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Scholz, Sylka (2012): Männlichkeitensoziologie. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Trinkaus, Stephan/Egert, Gerko/Hagen, Herdis/Powalla, Oliver (2010): Praktiken der Nichtmännlichkeit – Prekär-Werden Männlicher Herrschaft im ländlichen Brandenburg. In: Manske, Alexandra/Pühl, Katharina (Hrsg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 186–209
- Trinkaus, Stephan/Völker, Susanne (2015): Männlichkeit und Prekarisierung. Anmerkungen zu einer krisenhaften Beziehung. In: DGS, Kongressband zum 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Open Access PDF http://publikationen.sociologie.de/index.php/kongressband_2014/article/view/190
- Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Wien: Mohr und Siebeck
- Völker, Susanne (2018): Praxeologie und Praxistheorie: Resonanzen und Debatten in der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS

Prof. Dr. Diana Lengersdorf

Professorin für Geschlechtersoziologie
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
diana.lengersdorf@uni-bielefeld.de